

Zeitschrift: Mitteilungsblatt / Freunde der Schweizer Keramik = Bulletin de la Société des Amis de la Céramique Suisse
Herausgeber: Freunde der Schweizer Keramik
Band: - (1953)
Heft: 26

Artikel: Wöchnerinnenschalen
Autor: Schlosser, Ignaz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-394883>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

eines Beines besitzen sollten. *Verduin* verfertigte Beinprothesen aus einem Oberschenkelkocher und einem Holzfuß, verbunden durch seitliche Stahlschienen, mit einem Scharniergelenk in Kniehöhe.

Der grosse Fortschritt des 18. Jahrhunderts bestand vor allem darin, dass man Amputationen nach Möglichkeit einschränkte. Bis ins 19. Jahrhundert hinein scheinen sie die häufigsten chirurgischen Eingriffe dargestellt zu haben. Es gab kaum einen Ort ohne Leute mit Stelzbeinen; dabei war vor allem auf französischer Seite im Krieg von 1870 die Zahl der Todesfälle im Anschluss an diese Operation noch immer erschreckend hoch. Vor allem waren es erfahrene Militärchirurgen, wie der Bündner Johann Ulrich *Bilger*, preussischer Generalchirurg, der den siebenjährigen Krieg mitgemacht hat, der auf seine guten Ergebnisse mit konservierender Behandlung hinweisen konnte. Auch der bedeutende französische Chirurg *Désault* unternahm Amputationen nur, wenn sich konservierende Behandlung als völlig unmöglich erwies.

Das 19. Jahrhundert brachte zunächst insofern einen grossen Fortschritt, als Knochen- und vor allem Gelenkresektionen mit nachfolgender knöcherner Verheilung viel Amputationen über-

flüssig machten. Dr. Felix *Heusser*, ein Landarzt von Hombrechtikon im Kanton Zürich, erwies sich nicht nur auf dem Gebiet der Kropfchirurgie, sondern auch der Resektionsmethode als kühner und zu seiner Zeit kaum erreichter Pionier. Das wesentlichste Verdienst dieses Jahrhunderts bestand aber zweifellos in der Einführung der Narkose, die den Eingriff endlich schmerzlos gestaltete, sowie keimfreier Operationsmethoden, der sogenannten Asepsis, durch welche Infektionen verhindert werden konnten.

Ein wirklich brauchbares künstliches Bein wurde im Jahr 1816 durch den Engländer *Pott* konstruiert. Fast jeder Krieg führte zu einer weiteren Verbesserung der Prothesen, ganz besonders der erste Weltkrieg in unserm Jahrhundert, Arm- wie Beinprothesen. Das Ziel, verstümmelnde Operationen so wenig als möglich auszuführen, blieb bestehen, so dass die einst wohl häufigste Operation heute zu den selteneren geworden ist. Um so bedeutender hat sich gerade in jüngster Zeit die Wiederherstellungschirurgie entwickelt. So brauchbar auch heutige Prothesen sind, ist doch auch ein moderner Gliedersatz noch immer kümmerlich und unzulänglich genug und für seinen Träger mit vielen Beschwerden verbunden.

Wöchnerinnenschalen

(Abb. 16–19)

Von Dr. Ignaz Schlosser, Wien

Die Blütezeit der italienischen Majolika, die Zeit, in der Italien alle Länder mit seinen keramischen Produkten überschwemmte, hat auch den Verfasser einer Monographie hervorgebracht – den Cavaliere Cipriano Piccolpasso aus Castel Durante. Fortifikationsarchitekt in Perugia und anderen Städten, Bruder eines Töpfers, hat er der Nachwelt in seinen *Tre Libri Dell'Arte Dell'Vasaio* einen umfassenden Bericht über die Herstellung von Majoliken gegeben: Gewinnung und Bearbeitung des Tons, Gefässformen und ihre Herstellung, notwendige Werkzeuge des Keramikers, Farben und Glasuren, Brennöfen und die verschiedenen Arten des Dekors.

Auf Folio 11 des Manuskriptes, das die Bibliothek des Victoria and Albert Museums bewahrt, heisst es: «Io non ragionero de gli Coperchi da schudelle perche questi vano tutti a un mudo, escetto quelle di 5 pezzi, delle quai prima che io vadi piu oltre intendo ragionare. E dunque da sapere che gli cinque pezzi de che si compone la schudella da Donna di parto, tutte 5 dico fanno le sue operazioni, e poste tutta 5 in siemi formano un Vaso. Ma per essere inteso meglio veremo al disegno. Questi sono tutta 5 gli pezzi della schudella; lordine di farne tutto un Vaso e questo: il Taglieri si riversa su la schudella, cio e quel piano dove il numero 2 va volto sopra al concavo della schudella al numero 1; il concavo de longaresca va volto sul piedi del Taglieri, la saliera va posta cossi impiedi nel pie de longaresca, sopra la quale va il suo Coperchio come qui si vedera. Ecovi che tutte fano un sol Vaso come il presente, cosa no di poco ingegno. Altri sono che le fanno di 9 pezzi, tenendo sempre il medesimo ordine, e queste si chiamano schudelle de 5 pezzi overo di 9.» (Abb. 16.)

Solche komplizierte vasenförmige Aufbauten, wie sie Pic-

colpasso beschreibt und abbildet, sind meines Wissens nicht auf die Nachwelt gekommen; meist hat man sich wohl mit einfacheren Geschenken an die Wöchnerin begnügt. Die scodelle delle donne, wie wir sie kennen, bestehen aus zwei Schalen, die aufeinander gestülpt werden, wobei die obere so geformt ist, dass sie für sich stehen kann, da sie zur Aufnahme von Brot bestimmt ist. Aus diesem Grunde ist die obere häufig flacher als die untere für die Suppe bestimmte Schale. Die Abbildung 17 zeigt eine scodella delle donne aus Castel Durante mit zwei ganz gleich geformten Schalen mit einem Bianco sopra bianco-Dekor, die Wülste sind mit einem grünen Blattstab verziert. Im Fond jeder der beiden Schalen ist ein Putto dargestellt, der eine ist geflügelt und wandelt, eine gewundene Tuba in den Händen, auf Wolken, der andere ist ein wahres Erdenkind, schreitet zwischen blauen Bergen auf einer grünen Wiese.

Der malerische Dekor kann sehr verschiedenartig sein, doch nimmt er recht oft Bezug auf den Zweck des Gefässes mit der Darstellung von Wochenstuben. Oder aber die Gefässform wird bereichert, etwa dass ein Kranz von Voluten für die Deckelschale das Fussgestell bilden.

Von Italien aus findet die Sitte der Ueberreichung von Wöchnerinnenschalen Eingang in die Alpenländer, und erhält sich dort – besonders in ländlichen Kreisen – bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts. Als Beispiel diene eine Wöchnerinnenschale, die in Gmunden (Oberösterreich) hergestellt wurde und aus dem 18. Jahrhundert stammt. (Abb. 18.) Gmunden, das liebe Städtchen am Traunsee, war eine der vielen Produktionsstätten von Hafnerkeramik, die über Oberösterreich und Salzburg verstreut waren. Vom 17. Jahrhundert an erzeugt Gmun-

den auch Malojikageschirr, das auf charakteristische Art grün oder blau geflammt war oder eine ledrige Glasur aufwies. Im 18. Jahrhundert geht man immer mehr zum malerischen Dekor über. Und bis heute lebt hier die Erzeugung von Gefäß- und Ofenkeramik weiter.

Die Suppenschale hat zwei kräftige Henkel erhalten, die für das Brot bestimmte Schale hat drei niedrige pilzförmige Füßchen. Der Dekor ist vorwiegend in Blau gehalten, es sind Friese aus Halbkreisen, Strichen und Punkten und einem schmalen Gittermuster, dazu kommen kleine, bunte Blütenzweige, und im Fond der Suppenschale eine Ecce Homo-Darstellung, in anderen Schalen auch andere Heilige, wie etwa der Heilige Franciscus, die Jungfrau Maria u. a. m.

Der Abt des Augustiner Chorherrenstiftes St. Florian in Oberösterreich, J. B. Födermayer, der dem Stifte von 1716 bis 1732 vorstand, erhielt von den Kapitularen des Stiftes als Geschenk eine Terrine, die in der Wiener Porzellanmanufaktur des Du Paquier hergestellt wurde. Es ist nicht bekannt, aus welchem Anlass der Abt Födermayer dieses Geschenk erhielt, vielleicht erhielt er diese Terrine zur Feier eines Geburtstages. Wenn wir von verwandten Arbeiten in Edelmetall absehen, ist diese

Terrine einer der erlesensten Arbeiten des 18. Jahrhunderts – und zwar eine Wöchnerinnenschale! (Abb. 19.)

Die wohlproportionierte Schale ruht auf niedrigen Volutenfüssen und hat zwei kapriziöse Henkel, die aus Fischpaaren hervorgegangen sein dürften; auf dem Deckel sitzen wiederum vier kleine Voluten, die als Füße dienend diesen Deckel in eine flache Schale verwandeln können. Die äusserst delicate Malerei muss sich mit der wenig umfangreichen Palette begnügen, die der Wiener Manufaktur in ihren Anfängen zur Verfügung stand; der farbige Eindruck ist hauptsächlich auf Eisenrot und Purpur abgestimmt, wozu dann noch in sparsamerer Verwendung Gold, Blau, Schwarz und Grün kommen. Das Hauptthema ist das vereinigte Wappen des Stiftes und des Abtes; auf Deckel und Schale kehren die Elemente des Laub- und Bandelwerkes immer wieder, vorherrschend zierliche Felder mit Gitterwerk, ferner auf und in der Schale kleine Sträusse aus Blumen und Blättern.

Aus der Wöchnerinnenschale der italienischen Renaissance, die überlieferten zeremoniellen Zwecken diente, ist eine präziöse Suppenschale geworden, in der die alte Form in verfeinerter Art noch weiter lebt, der Sinn des Gefässes jedoch verloren gegangen ist.

Die Alchemie im 18. Jahrhundert

(Abb. 20)

Von Dr. *Alfons Lutz*, Basel

In der Geschichte der Naturwissenschaften, besonders der Chemie, kann das 18. Jahrhundert als Jahrhundert des Umbruchs bezeichnet werden. Allenthalben machten sich zufolge der Aufklärung neue Anschauungen über das Naturgeschehen geltend. Der menschliche Geist griff ordnend und klärend in die Fülle chemischer Vorgänge ein.

Damals wurde das Fundament gelegt zum soliden Bau der chemischen Wissenschaft, und somit war die Alchemie zum Verschwinden verurteilt. Ihr historisches Gewicht machte sich allerdings noch lange bemerkbar. Dies ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, dass es galt, gewohnte Denkweisen aufzugeben und eine jahrtausendalte Tradition zugunsten von etwas völlig Neuem zu verlassen.

Die Alchemie lässt sich bis zu den dunklen Geheimlehren ägyptischer Priester zurückverfolgen; daher die verhängnisvolle Verquickung von rationalen Tatsachen mit religiösen und philosophischen Spekulationen als wesentlicher Bestandteil dieses Phänomens. In der schon früh entwickelten Färbetechnik sowie in der Metallurgie konnten bestimmte chemische Reaktionen beobachtet werden. Wenn beim Verhüttungsprozess aus dem rohen Erz etwas Wertvolleres, nämlich das Metall entsteht, warum sollte nicht auch, so folgerte man, aus unedlem ein edleres Metall entstehen können? Schliesslich weisen die Metalle unter sich mehr gemeinsame Eigenschaften auf als mit ihrer Urform, den Erzen! Eine solche Veränderung lag auch nach der Naturphilosophie des Aristoteles, der die Metalle als zusammengesetzte Körper betrachtete, durchaus im Bereich der Möglichkeiten.

Die Verwandlung der Metalle, besonders aber die künstliche Herstellung von Gold, bedeutete das ersehnte Ziel der Alchemisten. Wer es erreichte, galt als Adept. Die Anhänger der Alchemie glaubten an eine einheitliche Urmaterie, das Chaos, aus der die sichtbaren Dinge geformt sind. Die Metalle bestanden nach ihrer Lehre aus Quecksilber und Schwefel in wechselnden Mengen. Zur Metallverwandlung bedurfte es eines Mittels als Ueberträger der besonderen Eigenschaften des Edelmetalls, wie Farbe, Glanz usw. Dieses Mittel – Stein der Weisen, Tinktur, roter Löwe, Quintessenz oder wie immer es genannt wurde – genügte schon als kleines Quantum, um ein Vielfaches davon an Quecksilber oder Blei in Gold zu verwandeln.

Auf medizinischem Gebiet bildete die Quintessenz die lebensverlängernde Panazee als Mittel gegen sämtliche Leiden, eine Lehre, die von Paracelsus und seinen Schülern noch besonders modifiziert wurde.

Damit das Werk, nämlich die Herstellung des wunderbaren Steins gelinge, musste der Adept sich in religiös-philosophische Meditationen vertiefen. Solche traumhafte, innerseelische Vorgänge wurden bisweilen im Bilde festgehalten, und noch im 18. Jahrhundert entstanden reich illustrierte Werke, deren Inhalt eine wahre Fundgrube für die moderne Tiefenpsychologie bildet. Vergleiche C. G. Jung, «Psychologie und Alchemie», Rascher-Verlag, Zürich.

Entstand auf diesem eher abseitigen Gebiet eine eigentliche Spätblüte, so konnte die Alchemie als solche nichts Neues mehr hervorbringen. Hand in Hand mit ihr gingen in zunehmendem Masse Astrologie und finsterner Aberglaube. Schwindler und